In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 98. Posen, den 28. April 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

4. Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

Derweile stand Gallardo an der Barriere, wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß vom Gesicht und trank ein Glas Wasser, den Rücken zur Arena gewandt, um die Taten seiner Kameraden nicht mit ansehen zu müssen. Außerhalb der Plaza schätzte er sie hoch, aber hier sah er in ihnen Feinde, die seine Triumphe schmälern konnten.

Als der fünfte, wieder für ihn bestimmte Stier losgelassen wurde, stürzte sich Gallardo ungesäumt in die Arena, entschlossen, das Publikum noch einmal hinzureißen.

Mit der Capa lockte er das Tier um den ganzen Platz, berührte die Nüstern mit einem Fuß, legte seine Mütze zwischen die Hörner oder kniete in kurzer Entfernung nieder.

Die alten Sachverständigen murrten. Mätzchen, die man früher nicht geduldet hätte! . . . Aber ihr Einspruch wurde von dem Applaus der Menge erstickt.

Beim Signal: „Banderilleros" nahm Gallardo dem Nacional die spitzen Stäbe ab und wandte sich zum Stier. Stürmischer Protest wurde laut. Banderillas aufsetzen war nichts für ihn, der von Anfang an den Degen gehandhabt hatte.

„Nicht doch!" schrien die Zuschauer.

Auch Doktor Ruiz fuchtelte hinter der Barriere besorgt in der Luft herum:

„Laß das sein, mein Junge; du verstehst nur den großen Coup, den Todesstich!"

Jedoch der Matador ging schnurstracks auf den Toro los, um ihm, etwas hastig, die Banderillas in den Hals zu bohren. Beide Stäbe steckten locker, noch dazu am unrechten Platz. Zwar gelang es dem Espada, noch zwei weitere Paare anzubringen, aber so ungeschickt, daß jeder andere an seiner Stelle ausgezischt worden wäre. Das nachsichtige, den Mut seines Lieblings anerkennende Publikum indes spendete ihm lächelnd Beifall. Von den sechs Banderillas blieben nur vier haften und selbst diese schien der Toro, dem der Matador jetzt mit Muleta und Degen entgegentrat, nicht zu spüren.

„Alles zurück!" rief er wieder.

Als er merkte, daß dennoch jemand in seiner Nähe blieb, wandte er den Kopf. Fuentes war ihm, ein Unglück ahnend, gefolgt, um im Notfalle beispringen zu können.

„Laß mich allein, Antonio," wies ihn Gallardo halb unwillig, halb respektvoll, ab.

Sobald er das rote Tuch entfaltete, raste der Stier los. Der Matador ließ ihn unter der Muleta durch, aber wider Erwarten warf sich der Toro sofort herum und ein heftiger Kopfstoß riß dem Espada Muleta und Degen aus der Hand. Waffenlos, mußte er, von der Bestie verfolgt, zur Schranke fliehen. Sein Retter wurde Fuentes, dessen Capa das Tier ablenkte.

Wütend hob Gallardo Degen und Muleta auf und ordnete sorgfältig das rote Tuch. Wieder ging er auf den Stier los, doch nicht kaltblütig wie sonst, sondern mit wilder Verbissenheit und dem Verlangen, diese Bestie, die ihn vor den Augen von Tausenden seiner Bewunderer zur Flucht gezwungen hatte, so bald als möglich zu töten.

Kaum stand er ihr gegenüber, so hob er auch schon den Degen und stürzte vor.

„Aaay!" Ein Schreckensruf erfüllte die ganze Plaza. Die Augen der Männer wurden starr, während die Frauen das Gesicht verhüllten.

Beim Zustoßen war der Degen auf einen Knochen geprallt, und da der Matador nicht schnell genug loskommen konnte, erfaßte ihn ein Horn in der Mitte des Körpers. Wie eine Puppe schüttelte der Stier den athletischen Mann, bis er ihn mit einer Kopfbewegung einige Meter weit fortschleuderte. Die Arme weit geöffnet, fiel der Diestro schwer zu Boden.

„Er ist tot! . . . Der Bauch ist ihm durchstoßen! . . ." hörte man entsetzte Stimmen.

Aber Gallardo erhob sich lächelnd inmitten all der capaschwenkenden Männer, die sich zwischen ihn und den Toro gestellt hatten. Er befühlte seinen Körper und hob beide Arme, um zu zeigen, daß ihm nichts passiert war. Der starken, seidenen Binde, die in Fetzen herunterhing, dankte er das Leben.

Wieder ergriff er seine Waffe und näherte sich dem Stier, entschlossen, zu töten oder zu sterben — aber sofort, ohne Aufschub. Der Toro oder er! Rot schwamm es vor seinen Augen, und wie aus weiter Ferne hörte er das Geschrei der Menge.

Von einem Banderillero unterstützt, holte er den Stier zweimal vor. Dann schnellte er sich, einer losgelassenen Sprungfeder gleich, auf das Tier. Wie ein kurzer Blitz leuchtete die Klinge auf und vergrub sich in den Nacken. Mit durchbohrtem Herzen brach der Toro fast unmittelbar nach dem Stich zusammen.

Das Publikum raste vor Begeisterung. Wen konnte noch der Rest der Corrida interessieren? . . . Doch als der letzte Stier gefallen war, brach eine Woge von Menschen in die Arena und hob Gallardo auf die Schultern, um ihn triumphierend an den Schranken entlang durch die ganze Plaza zu tragen. In seine Capa de Gala gehüllt, thronte er wie eine goldene Gottheit über diesem Meer von unruhigen Hüten und Mützen, umbraust von stürmischen Ovationen.

Die Halle des Hotels war überfüllt von Freunden und Enthusiasten. Doch ehe der Matador sich feiern ließ, nahm er seinen Diener beiseite.

„Sende sofort das Telegramm nach Haus: Gut verlaufen!"

Garabato machte Einwendungen. Mußte er seinem Herrn nicht beim Umkleiden behilflich sein? Das Telegramm konnte auch ein Hotelpage besorgen.

„Nein," befahl Gallardo, „du gehst selbst. Ich kann warten, bis du zurückkommst. Du hast auch noch ein anderes Telegramm zu schicken. Du weißt wohl, an wen . . . an Donja Sol. Ebenso: „Gut verlaufen." Weiter nichts!"

II.

Als der Gatte von Frau Angustias, der Senjor Juan Gallardo, ein ehrsamer Flickschuster im Stadtviertel de la Feria, starb, beweinte sie ihn in gebührender Weise, spürte aber im Grunde ihres Herzens eine Erleichterung wie am Ende eines langen, beschwerlichen Marsches.

In den zwanzig Jahren ihrer Ehe hatte er ihr von den drei Pesetas, die er im Tage durchschnittlich verdiente, eine für die Bestreitung des Haushalts abgegeben, die beiden anderen jedoch für private Zwecke und Repräsentationsunkosten verwandt. Mußte er sich nicht revanchieren, wenn die Freunde ihn einluden? Und der Wein Andalusiens kostet, gerade weil er Gottes Glorie ist, viel Geld. Auch ging er regelmäßig zu jedem Stiergefecht; denn wozu ist ein Mann, der weder trinkt noch Corridas besucht, eigentlich auf der Welt?

So war Senjora Angustias, Mutter zweier Kinder — Encarnacion und Juanillo — genötigt, vielerlei Geschicklichkeiten zu entfalten, um die Familie durchzubringen. Als Aufwärterin half sie in den besseren Häusern des Viertels, nähte für die Nachbarinnen, vertrieb Kleider und Schmuck aus der Pfandleihe einer Freundin und drehte in den Mußestunden noch Zigaretten wie in ihrer Jugend, als der Senjor Juan, damals ein zärtlicher Bräutigam, sie am Tor der Fabrica de Tabacos abholte.

Ueber Untreue oder schlechte Behandlung konnte sie nicht klagen. Kehrte der Flickschuster Sonnabends spät in der Nacht mit einem mächtigen Rausch heim, so hielten gleichzeitig Frohsinn und Zärtlichkeit ihren Einzug. Es kostete Senjora Angustias derbe Püffe, ihn über die Schwelle des Hauses zu bringen, denn er bestand darauf, vor der Tür Liebeslieder zu singen, die er mit Händeklatschen begleitete. Schloß sich endlich die Pforte hinter ihm, so wurde er sentimental, küßte die schlafenden Kinder und versicherte — dicke Tränen auf den Backen — seiner wohlbeleibten Gattin, daß sie die erste Frau der Welt sei. Neue Strophen folgten, bis die gute Senjora Angustias ihn wie ein hilfloses Kind lachend zu Bett brachte.

Das war sein einziges Laster. Weiber und Karten? Keine Spur! Und die ungleiche Verteilung des Einkommens machte er durch generöse Einladungen wieder gut. Voll Stolz erinnerte sich die Senjora Angustias an die großen Festtage, wenn sie auf sein Geheiß das prächtige Tuch — ein echter „Manton de Manila" — umschlug, die Spitzenmantilla der Hochzeit auf das Haar legte, um nach einem Spaziergang durch den Deliciaspark in ein Café geführt zu werden, wobei er mit seinem weißen Cordobahut und dem Spazierstock mit silberner Krücke wie ein wohlhabender Krämer neben ihr herschritt.

Der Senjor Juan wurde schwindsüchtig, und seine Frau mußte zwei Jahre lang die gesamten Kosten allein aufbringen. Schließlich starb er, überzeugt, daß ein Leben ohne Manzanilla und Toros nichts wert wäre, und sein letzter Blick voll Dank und Zärtlichkeit schien ihr noch einmal zu wiederholen: „Du bist die erste Frau der Welt."

Sein Tod erleichterte ihre Lage ein wenig. Energisch und schnell von Entschluß, bestimmte sie sofort die Zukunft ihrer Kinder. Encarnacion, jetzt siebzehn Jahre alt, konnte sie dank ihrer Beziehungen zu einer alten, mittlerweile Aufseherin gewordenen Freundin in der Fabrica de Tabacos unterbringen, und der zwölfjährige Juanillo kam als Lehrjunge zu einem der besten Schuhmacher in Sevilla.

Nun begann das Martyrium der armen Frau.

O, dieser Bengel! Sohn solch braver Eltern! . . . Statt zur Werkstatt seines Meisters zu gehen, traf er sich fast jeden zweiten Tag mit anderen Jungens in der Herkulesallee, um mit ihnen das Schlachthaus aufzusuchen, wo sie, ihre Jacken als Kampfmittel benutzend, mit den Ochsen Corrida de Toros spielten. Und die Senjora Angustias, die mit der Nadel in der Hand manche Nacht bei der Kerze saß, damit Juanillo sich adrett in der Werkstatt präsentieren sollte, fand ihn — vom Hunger getrieben, aber ohne Mut, hineinzukommen — an der Haustür mit zerrissenen Hosen und schmutziger Jacke, Beulen und Schrammen im ganzen Gesicht.

Zu diesen Denkzetteln des „verräterischen" Ochsen gesellten sich dann die Ohrfeigen und Hiebe der Mutter. Doch der Held des Schlachthauses nahm alles gleichmütig in Kauf. „Hau zu, aber gib mir zu essen!" Und mit einem durch die starke körperliche Bewegung noch erhöhten Appetit kaute er das harte Brot, die zerbröckelten Bohnen und den halb verdorbenen Stockfisch, alles minderwertige Ware, die die sparsame Mutter für wenig Geld in den Läden erstand.

Unter seinen kleinen zerlumpten Freunden war er als das „Schusterchen" bekannt, und es bereitete ihm eine große Genugtuung, einen Beinamen zu tragen wie fast alle bedeutenden Männer der Arena. Mit irgendetwas mußte doch der Anfang gemacht werden! Um seinen Hals schlang sich ein rotes, seiner Schwester stibitztes Taschentuch, und über die Ohren fielen zwei dicke Haarbüschel, die er mit Spucke glättete. Die Kittel aus Drill wünschte er nur bis zur Taille und seine Hosen, von der Senjora Angustias aus alten Beinkleidern des Vaters zurechtgeschneidert, unten breit und an den Hüften eng anliegend zu haben.

Eine Capa! Einen Kampfmantel besitzen und nicht mehr gezwungen sein, Glücklichere anzuflehen, ihm das ersehnte Tuch für einige Minuten zu leihen! Das war sein Traum.

In der Bodenkammer lag ein alter Bettsack, dessen Wollfüllung Senjora Angustias in Tagen der Not verkauft hatte. Die Abwesenheit der Mutter, die das Haus eines Kanonikus schrubbte, benutzend, schloß sich das Schusterchen in der Mansarde ein, um, erfinderisch wie ein auf eine wüste Insel verschlagener Schiffbrüchiger, aus dem fadenscheinigen Bezug eine Capa zuzuschneiden. Darauf wurde in dem größten Suppentopf eine Handvoll Anilinfarbe aufgekocht und die alte Leinwand hineingetaucht. Juanillo bewunderte sein Werk. Dieser Kampfmantel von schönstem Scharlachrot mußte überall Neid erregen! Jetzt hieß es nur noch: ihn trocknen lassen. Und so hängte er ihn auf die Leine zwischen die Weißwäsche der Nachbarinnen. Aber der Wind wehte die tröpfelnde Capa über die daneben hängenden Wäschestücke, und nach kurzer Zeit hörte Juanillo wirres Zetergeschrei. Verwünschungen, häßliche Worte gegen ihn und seine Mutter, die es ihm ratsam erscheinen ließen, den glorioſen Mantel eiligst abzunehmen und sein Heil in der Flucht zu suchen, Hände und Gesicht rot, als hätte er einen Mord begangen.

Senjora Angustias, diese dicke, schnurrbärtige Frau, der kein Mann imponieren konnte, wurde bei ihrem Sohn mutlos und verzagt. Die Besenstiele zerbrachen ohne Erfolg auf seinem Rücken. An die Stöße und Fußtritte der Ochsen, die Prügel der Schlächter und Viehtreiber gewöhnt, faßte er die Schläge der Mutter als etwas sehr Natürliches auf, eine Fortsetzung seines Lebens dort draußen, und empfing sie ohne Widerspruch wie einen Zoll, den er für die Kosten seines Unterhaltes entrichten mußte.

Kaum war sein Hunger gestillt, so stürzte er fort zur Campana, dem traditionellen Treffpunkt aller, die mit Stiergefechten irgendwie zu tun hatten.

„Schusterchen, morgen ist Corrida!" berichteten seine Freunde, und Schauer der Erwartung durchrieselten ihn. Was aber waren diese Corridas?

Die Dörfer der Provinz veranstalteten am Fest ihrer Schutzheiligen sogenannte Stiergefechte, bei denen die Toros nicht getötet, sondern nur mit der Capa gereizt wurde. Noch in der Nacht zogen die kleinen Toreros mit leerem Magen los, um bei ihrer Rückkehr zu be-

richten, daß sie in der „Arena“ von Bullullos, Mairena oder anderen unbekannten Weilern aufgetreten wären.

Mußten sie mehrere Tage marschieren, so nächtigten sie im Freien, falls nicht ein gutmütiger Bauer ihnen Unterschlupf in seinem Heuschober gewährte. Und wehe den Weintrauben, Melonen und Feigen, die sie zur Reisezeit unterwegs trafen! . . . Ihre einzige Sorge war, daß noch ein Grüppchen — eine andere „Cuadrilla“ — dasselbe Dorf aufsuchen und einen scharfen Wettkampf entfesseln könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Erziehungsprobleme.

Plauderei von E. Rode.

„Ein Junge spielt doch nicht Puppen!“ sagte Arnolds Mutter entrüstet. Das wußte sie ganz genau, und was sie genau wußte, konnte eben nicht anders sein.

Arnolds Onkel, der nicht im entferntesten so kategorisch war und der außerdem meinte, daß es unrecht sei, dem kleinen Jungen sein Spielzeug fortzunehmen, erwiderte:

„Wieso findest du eigentlich, daß es unbedingt richtig ist, daß das Muttergefühl eines kleinen Mädchens sich so frühzeitig regen muß, während du meinst, daß es einem Jungen erst dann zukommt, Vatergefühle oder Beschützerdrang zu spüren, wenn wirklich irgend ein lebendes Objekt für diese Gefühle vorhanden ist?“

„Beschützerdrang —“ bemerkte eine von Arnolds Schwestern naserümpfend — das sind nur Mädchenjungens, die mit Puppen spielen!“

„Und dann solltest du diese Puppe erst sehen!“ sagte die andere. „Die ist einfach entsetzlich!“ — — —

Diese letzten Worte wurden ausschlaggebend für Arnolds Benehmen. Unter dem Schutz seines guten Onkels würde er, trotz aller Verachtung von seiten der Weiblichkeit im Hause, seine liebe Puppe behalten haben, aber jetzt — da sie über die Puppe selbst herfielen — sie entsetzlich nannten — sollte sie ihren bösen Augen entzogen werden.

Er versteckte sie auf dem Boden. Dort besuchte er sie, so oft er das unbemerkt tun konnte, und je mehr es ihm klar wurde daß die anderen nie dazu imstande sein würden, diese Puppe richtig einzuschätzen, um so glühender liebte er sie.

Arnold war ein seltsamer kleiner Mann. Nicht nur, daß er sich nichts aus dem machte, was die anderen interessierte — nein — er ging ganz seine eigenen Wege, entgegengesetzte Wege. Das machte er aber alles so still und „sanft“, daß niemand es bemerkte. Darum nannten sie ihn den „bequemen“ Arnold.

*

In Kleinigkeiten ließ er sich beherrschen.

„Arnold, tue dies — und tue das,“ sagten seine Mutter und seine Schwestern, und er tat es.

„Arnold, du solltest dich wirklich mit Rose verheiraten,“ meinte seine Schwester eines Tages; „es klingt sonderbar, aber ich glaube wirklich, daß sie gern möchte — und sie ist nicht nur schick, sondern sie hat auch Geld, weißt du . . .“

Arnold aber schüttelte mit dem Kopf, lächelte überlegen und ging seines Wegs.

„Ist es nicht einfach unglaublich,“ sagte die andere Schwester eines Tages, „Luzie, die doch eine ausgemachte Schönheit ist, ist ganz verrückt nach Arnold! — Willst du sie nicht haben?“

„Nein, erwiderte Arnold — und fügte mit freundlicher Bescheidenheit hinzu: „Ich bin verlobt und werde mich mit Marie verheiraten.“

„Welche Marie? Wer ist Marie? Was für eine Marie?“ fragten sie alle wie wild gewordene Papageien durcheinander. „Ist das eine, die wir kennen?“

Gewiß kannten sie die Marie. Es war ein junges Mädchen, das ihnen im Hause geholfen hatte seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr bis jetzt, da sie zwanzig Jahre alt war.

Als sie nach dieser Enthüllung lange durcheinander geschrien hatten, ohne daß das etwas half, sagte die jüngste Schwester mit Tränen: „Könnt Ihr denn nicht sehen, wie sie Arnolds entsetzlicher Puppe ähnlich sieht?“

*

Darum kam Arnold nie mehr, nachdem er sich in Amerika verheiratet hatte, nach Hause.

Die Mutter starb, und die Schwestern waren bereit, ihm zu verzeihen, namentlich da er in Amerika gut verdient und ihnen auch Geld gesandt hatte.

Aber Arnold wollte diese großmütige „Verzeihung“ gar nicht annehmen. Er hatte sich mit seiner geliebten Marie den Seinen entzogen, wie damals mit seiner Puppe. Er verstand es, diejenigen, die ihm nahe standen, zu verteidigen.

„Sie hat wirklich einen schlechten Einfluß auf ihn — er ist bockig geworden!“ sagte die älteste Schwester.

„Was kannst du auch anderes von einer Person erwarten, die wie die schauerliche Puppe aus Arnolds Kindertagen aussieht; er ist immer ein Mädchenjunge gewesen,“ sagte die jüngste Schwester, „sehr bequem zu lenken, das heißt also, von wem er sich führen lassen will; man muß wohl der verrufenen Puppe gleichen . . .“

Schauspielergeschichten.

Für ein Theater sind die Serienaufführungen so etwas wie das Große Los. Immerhin ist es ein Ereignis, wenn ein Stück sich über hundertmal auf dem Spielplan halten kann. Es müssen schon sehr günstige Umstände zusammenkommen, um eine längere Spieldauer zu ermöglichen. Geschieht es aber, daß das Publikum auch über die hundertste Aufführung hinaus dem Stück noch immer unverändert sein Interesse schenkt, so wetteifern Direktion, Darsteller und Theaterpersonal darin, dem Erfolg kein Hindernis in den Weg zu legen. Eine Vorbedingung zur vollen Ausnützung des Erfolgs ist, daß für jede Rolle ein Ersatzschauspieler einstudiert wird, damit das Stück in Krankheitsfällen der Darsteller nicht vom Spielplan abgesetzt zu werden braucht.

Im Jahre 1803 gab es in London so ein Stück, das einen unerhörten Erfolg hatte. Es hieß „Die Karawane“ oder „Der Schäfer und sein Hund“ und war von Reynolds verfaßt. Das Stück verdankte seinen Erfolg vielleicht weniger seinen literarischen Qualitäten als der einschmeichelnden Musik, die dem Text beigegeben war. Daneben war eine der Hauptattraktionen des Stückes — ein dressierter Hund, namens Carlo.

Eines Abends klopfte der gefeierte Schauspieler Charles Dignum, der den Schäfer, die Hauptrolle des Stückes, spielte, bei dem Direktor — der übrigens S h e r i d a n war — und sagte mit niedergeschlagenem Gesicht. „Ja, es ist tiefbedauerlich, wenn ein solcher Erfolg unterbrochen werden muß, aber gegen Krankheit sind wir ja alle machtlos.“

Sheridan sprang auf, in höchster Erregung. „Was sagen Sie, Mensch?“

„Ja,“ erwiderte Dignum betrübt, „ich bin so krank, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann!“

„Ach, S i e sind krank“, sagte der Direktor erleichtert. „Ich habe ja einen so maßlosen Schrecken bekommen. Ich habe, weiß Gott, gedacht, der Hund wäre krank geworden.“

Und von seinem Standpunkt hatte der Direktor eigentlich recht; denn so beliebt Dignum auch war, konnte er doch ersetzt werden, während Carlo, der Hund, der Liebling des Publikums, einfach unersetzlich war.

Von einem der berühmtesten und gefeiertsten Schauspieler Frankreichs, von L u c i e n G u i t r y, sind eine Unmenge von Anekdoten im Umlauf, da sein Witz und seine rasche Geistesgegenwart ihn nie im Stich ließen. Er war übrigens nicht nur Schauspieler, sondern hat auch als Schriftsteller eine gewisse Bedeutung. Jedenfalls war er von einer unermüdlichen Betriebsamkeit und Unternehmungslust, und man legt ihm das Wort in den Mund: „Das einzige, was ich von dem, was ich getan habe, bereue, ist das, was ich nicht getan habe!“ Voll lustiger Streiche war seine Jugend, diese Streiche bedauerte er nicht, wohl aber jeden lustigen Tag, den er sich nicht gemacht, jeden Witz, den er sich nicht geleistet. So lebensprühend war dieser Mann, der seinen Nachruhm verdient, wie kaum ein Zweiter.

Als er die zweite Hälfte seines Lebens begann, die Zeit, da wirklich ernsthafte Arbeit an ihn herantrat und den ganzen Menschen forderte, konnte es ihn maßlos ärgern, daß so manche kostbare Stunde ihm verloren ging, nur weil andere, gleichgültige Menschen sie mit Beschlag belegten. Ihm erschien das als Diebstahl seines wertvollsten Besitzes. Aus diesem Grunde war er nur schwer zu bewegen, einen Brief zu schreiben oder ein ihm eingereichtes Manuskript zu lesen. (Was übrigens auch bei andern Leuten als Lucien Guitry schwierig sein soll!)

Ein bekannter Schriftsteller wußte um diese Schwäche Lucien Guitrys und beschloß, durch eine List seine Aufmerksamkeit einzufangen. Er legte seinem soeben vollendeten Stück, das Guitry lesen sollte, die folgenden scherzenden Zeilen bei:

„Lieber Freund, ich schicke Ihnen ein neues Schauspiel; aber ich wette um zwanzig Francs mit Ihnen, daß Sie mein Stück überhaupt nicht lesen.“

Er war nicht wenig überrascht, als er postwendend das Manuskript zurückbekam mit einem Zettel:

„Lieber Freund, Sie haben die Wette gewonnen. Ihr Lucien Guitry.“

Dem Brief war ein Scheck über zwanzig Francs beigefügt.

Es lohnt nicht.

Es handelt sich hier nicht um gewöhnliche Memoiren, nicht um mehr oder minder interessante Begegnungen mit bedeutenden Zeitgenossen, sondern hier sind es die Selbstbekenntnisse eines Verbrechers, seine eigene Lebensgeschichte, die unser Interesse in Anspruch nehmen. J a c k B l a c k nennt er sich, und was er von seinem Dasein erzählt, ist angetan, die Verbrecherlaufbahn durchaus in dem rosigen Licht erscheinen zu lassen, in dem manche abenteuerlustige Knaben und Jünglinge sie sehen, zumal in einer Zeit, die durch Filme und Kriminalromane und Theaterstücke den Schleier hohen Heldentums um Verbrechen und Verbrecher webt. Der Verbrecher, das ich heute der Ausnahmemensch, der Mensch, dessen Tun und Treiben interessanter ist, als das des gewöhnlichen Alltagsmenschen. Hören wir einmal, was ohne Schönfärberei ein Verbrecher von seiner Laufbahn berichtet:

Eines Abends ging ein vierzehnjähriger Knabe zum Bahnhof, um zu sehen, wie der Expreßzug einlief, wie die Passagiere ausstiegen und wie der Zug dann wieder hinausdampfte. Es war nicht der erste Abend, daß sich der Knabe hier einfand. Es war streng genommen eine von den beiden Vergnügungen, die die

kleine Stadt ihren Bewohnern zu bieten hatte. Das andere Vergnügen war die Bar des einzigen Hotels der Stadt.

An diesem Abend stieg nur ein Passagier aus, ein großer, hagerer Mann mit aufrechter Haltung und militärischem Gang. Er trug einen hellgrauen Anzug, hellgrauen Hut und hellgraue Handschuhe in der Hand. Er nahm einen Gepäckträger, übergab ihm einen Lederkoffer, der soeben aus dem Gepäckwagen ausgeladen wurde, und machte sich mit dem Träger als Wegweiser auf dem Weg nach dem Hotel.

Der Vierzehnjährige folgte dem Mann in dem hellgrauen Anzug, sah den Träger den Koffer in der Halle niedersetzen und blieb stehen, um ihn zu betrachten. Es war, wie gesagt, ein Lederkoffer, voller Risse und Schrammen, beklebt mit Plakaten von Hotels, Dampferlinien und Expreßzügen der ganzen Welt. Dieser alte Koffer faszinierte ihn. Er konnte sich nicht von seinem Anblick losreißen. Er bückte sich, streichelte ihn, las die Aufschriften. Er fragte sich, was das wohl für ein Mensch sein mochte, dem so ein kostbarer Gegenstand gehörte. Der Koffer erweckte eine schwindelnde Sehnsucht in ihm. war ihm die Repräsentation von Abenteuer, Welt, Leben.

Der Träger kam zurück, nahm den Koffer und trug ihn die Treppe hinauf in das Zimmer des wunderbaren Besitzers. Der Vierzehnjährige schöpfte tief Atem. Dann aber richtete er sich auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und wanderte auf die Straße hinaus. Er hatte seinen ersten, großen Entschluß gefaßt. Er mußte sich so einen hellgrauen Anzug, so einen hellgrauen Hut und so einen Lederkoffer beschaffen. Am andern Tage suchte er in seinen schulfreien Stunden Arbeit zu bekommen, um so rasch wie möglich seinen Traum zu verwirklichen. Es dauerte viele Jahre, bis er in solche Verhältnisse kam, daß er ihn sich anschaffen konnte. Aber da war es zu spät. So ein Anzug paßte nicht für den Beruf, den er gewählt hatte, ebensowenig wie der Lederkoffer mit den vielen Plakaten. Sein Beruf erforderte einen weniger auffallenden Anzug, wohl auch teure und gutsitzende Kleider, aber neutrale, die niemandem auffielen und von denen kein Mensch nach fünf Minuten sagen konnte, ob sie blau, braun oder schwarz waren.

An Abenteuern aber hatte er keinen Mangel. Vor dem Tage seiner Großjährigkeit hatte er sechs Jahre als Landstreicher und Dieb verbracht, war verhaftet worden, aber wieder freigelassen worden, da man ihm den Diebstahl, den er wirklich begangen, nicht nachweisen konnte. Mit 25 Jahren hatte er sich zum Sachverständigen für Einbrüche entwickelt und jetzt auch bewaffnet arbeiten gelernt. Als Dreißigjähriger stand er in seinem Beruf groß da. Als er vierzig Jahre alt war, hatte er infolge der unerhörten Aufreibung durch den Beruf und die wechselnden Schicksale, die damit verbunden waren, nicht mehr die Nerven und die Kraft für eine so schwierige Arbeit wie die des Einbrechers und des Geldschrankknackers. Er war jetzt einfach auf den Straßenraub angewiesen, mit dem Revolver in der Hand und dem Kommando: „Hände hoch!" In der Mitte der Fünfziger macht er einen Ueberschlag über sein vergangenes Leben. Von den dreißig Jahren, die er dieses Lebens außerhalb der Gesellschaft geführt hat, hatte er etwa die Hälfte in Gefängnissen verbracht. Er berechnet, daß es ihm gelungen ist, etwa 50 000 Dollars an sich zu bringen, das sind 9 Dollars pro Tag, abgesehen davon, daß ein großer Teil der Summe für Rechtsanwälte und Helfershelfer aufgewendet werden mußte. Und er kommt zu der Erkenntnis: Wenn er die gleiche Energie, die gleiche Konzentration, die gleiche Willenskraft und die gleiche Erfindungsgabe in einem gesetzlichen Beruf eingesetzt hätte, so würde sein Bankkonto wesentlich anders aussehen, als es heute aussieht. Und er ist froh, daß er als Verbrecher einen Mißerfolg erlebt hat. Heute ist er Bibliothekar einer der größten Zeitungen von San Francisko und gibt die Abrechnung seines Lebens in dem Buche: „Ihr könnt nicht gewinnen." In ihm lebt die Ueberzeugung, daß er und alle andern Straßenräuber und Einbrecher auf die Dauer Mißerfolg haben müssen.

Und seine eigene große Verwunderung spricht aus den Erinnerungen: Wie hat es nur so kommen können? — In seinem Falle handelt es sich nicht um erbliche Belastung, nicht um moralische Defekte, nicht um ein bestimmtes Milieu, das etwa schon seiner Kindheit einen verhängnisvollen Stempel aufgedrückt hätte. Ein frischer, blonder, blauäugiger Junge ist er, etwas besser begabt als der Durchschnitt, von ehrenhaften Eltern geboren. Alles ist durchaus normal. Der Vater ist ein stiller, fleißiger Beamter, die Mutter eine ordentliche, liebevolle Frau. Als er zehn Jahre alt ist, stirbt sie, und da der Vater mit dem Knaben nichts Rechtes anzufangen weiß, schickt er ihn in eine Klosterschule, wo er sich ausgezeichnet aufführt. Und dann steigt eines Tages der Mann in dem hellgrauen Anzug aus dem Expreßzug. — Der Knabe hat ein Ziel für seine Träume gefunden. Er findet eine Stellung, die ihm drei Schilling wöchentlich einbringt. Das Geld gibt er seinem Vater, damit er es ihm zusammenspart. Der Vater wird in eine größere Stadt versetzt und muß häufig Reisen machen. Der Knabe wird Laufjunge in einem Zigarrengeschäft, das aber in Wirklichkeit ein Spielsalon ist. Hier studiert er die Gäste, ohne aber irgendwie hineingerissen zu werden. Im Nebenamt kassiert er für ein Milchgeschäft Geld ein. Bei dieser Beschäftigung trifft er in einem Bordell ein Mädchen, das sein Mitleid erregt. Er beschließt, sie von ihrem Leben zu erlösen; er mietet ihr ein Zimmer, während sie sich eine Anstellung suchen soll. Eines Tages sieht ihn der Vater mit dem Mädchen auf der Straße, macht ihm Vorwürfe. Als der Sohn sich in die Wohnung des Mädchens begibt, ist sie verschwunden. Sein Vater ist bei ihr gewesen. Er bricht vollkommen mit dem Vater und verläßt die Stadt. Er trifft ein paar Landstreicher, denen er sich anschließt.

Das ist der Anfang.

Die Erkenntnis, die er aus dem Leben des Lasters und Verbrechens schließlich gewinnt, ist: es ist ein sehr schlechtes Geschäft, Verbrecher zu sein. Das Leben eines Verbrechers ist nichts als eine Dummheit, ein nutzloses Verschwenden von Energie, Erfindungsgabe und Umsicht. Die Gesundheit geht zum Teufel, der Gewinn ist gleich Null, sollte das nicht genügen, verblendeter Jugend den Schleier von den Augen zu reißen?

Brautwerbung.

„Wir wollen heiraten spielen," sagt Marianne.

„Na gut," erwidert Hansi — ich beschloß, meine Zeitungslektüre noch nicht fortzulegen.

Zwei Stühle und die Wasserbank sind die Wohnung. Hansi klingelt, d. h. er drückt das Däumchen gegen die Stuhlleiste und macht „rrrr".

„Mach auf," sagt Mariannlein, was so viel bedeuten soll wie „ich habe geöffnet".

Hansie verbeugt sich: „Ach, verzeihen Sie, bitte, ist hier wohl Heirat?"

„Warten Sie mal einen Augenblick," sagt Marianne, nimmt die Puppe aus dem Wagen, zupft das Kleidchen zurecht und stellt vor: „Meine Tochter Lottchen."

Hansi betrachtet das Lottchen, mustert das Kleidchen, beschaut sich die Wäsche, kritisiert die Haarfrisur (Lottchen hat keinen Bubikopf) und monieert auch einen fehlenden Schuh.

„Weiter haben Sie wohl keine Tochter?"

„Nein," antwortet Mariannlein bedrückt, „die andere ist kaputt — nein, krank," verbessert sie.

Die Händchen auf dem Rücken tritt Hansi einen Schritt von dem „Objekt" zurück und fragt: „Wie alt ist sie denn?"

Marianne beeilt sich zu versichern, daß das Töchterchen schon vierzehn Jahre alt sei.

„Ich werde sie nehmen," entschließt sich Hansi.

„Na, Gott sei Dank!" sagte Mariannlein.

Lotte Lomberg.

Aus aller Welt.

Preise für ein Schubert-Lied. Die Gesellschaft zur Hebung und Förderung der Wiener Volkskunst schreibt anläßlich Franz Schuberts 100. Geburtstage ein Preisausschreiben für das beste Schubert-Lied aus.

Zusammenstoß in der Luft. Anläßlich der Jahrhundertfeier der argentinischen Stadt Bahia-Blanka wurde ein großes Schaufliegen veranstaltet, bei dem zwei Flieger in einer Höhe von 1000 Fuß zusammenstießen. Beide Flieger wurden getötet.

Künstliche Blitze. Der General Elektric Co. in Pittsfield (U. S. A.) ist es gelungen, künstliche Blitze von einer Stromstärke von 3 600 000 Volt zu erzeugen, die nur den zehnmillionsten Teil einer Sekunde dauern. Diese künstlich erzeugte Voltstärke ist bedeutend höher als die der natürlichen Blitze. Der Zweck dieser Experimente ist die Vervollkommnung der Blitzschutzanlagen, namentlich in Hochspannungsanlagen.

Regenbedarf des keimenden Bodens. Wie notwendig jeder Frühlingsregen für das Naturleben ist, erhellt die Tatsache des ungeheuren Wasserverbrauchs unserer Pflanzen. So bedarf ein Stück Ackerboden, das nur ein einziges Kilogramm Weizen liefern soll, nicht weniger als 500 Kilogramm Wasser. Eine Ackerfläche von ungefähr 10 000 Quadratmetern hat also nahezu 5 Millionen Liter Wasser nötig, um eine befriedigende Ernte hervorbringen zu können, was einer Niederschlagsmenge von 500 Millimetern gleichkommt. Bei den meisten Pflanzen hängt der Wasserbedarf auch mit dem jeweiligen Wachsstadium zusammen. Man beobachtete z. B., daß der Wasserverbrauch der Puff- oder Saubohnenpflanze vom Auskeimen bis zur Blüte 6 Liter Wasser, von der Blüte bis zur Samenbildung 24 bis 38 Liter und endlich bis zur Reife der Bohnen noch 5 bis 8 Liter betrug. Der Vorfrühling braucht allerdings noch nicht allzu feucht zu sein, aber schon die Aprilvegetation verlangt eine ziemlich ansehnliche Bodenfeuchtigkeit.

Fröhliche Ecke.

Moderne Schönheitspflege. Mutter zum vierjährigen Töchterchen: „Komm, mein Liebling, du mußt deinen Schönheitsschlaf machen." — Das Töchterchen: „Ach, Mutti, warum macht denn Papi keinen Schönheitsschlaf?"

Nicht mehr zu ändern. Es regnete beharrlich, und die Kinder waren sehr unglücklich. Mit an die Scheiben gepreßten Gesichtern sahen sie, wie wahre Gießbäche vom Himmel strömten. „Ich glaube, wir müssen unseren Plan, in den Zoo zu gehen, aufgeben," meinte die Mutter. „Ihr seht, der Regen denkt nicht, aufzuhören." — „Aber Mama," protestierte der kleine Moritz, der sich auf den Ritt auf dem Elefanten gefreut hatte, „wir müssen gehen. Wir müssen, weil ich es schon in mein Tagebuch geschrieben habe."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.